

Oya Erdoğan
Wasser –
über die Anfänge der Philosophie

Passagen Philosophie

Inhaltsverzeichnis

Anstelle eines Vorworts: Über Worte	13
Anfang	15
Wasser und ἀρχή	23
Anfangsbedingungen der Philosophie	35
<i>Wasser-Landschaft</i>	36
<i>Thales</i>	39
Die erste Quelle: Aristoteles	45
<i>Beseeltes, Göttliches Wasser</i>	55
<i>Wasser-Physis: Werden und Sein</i>	59
<i>Das Wesen des Wassers</i>	64
Die Stofflichkeit des Wassers	73
Wasser-Gründe: Grund-Wasser	79
<i>Monistische Wassermetaphysik</i>	84
<i>Mythen und Relikte</i>	99
<i>Welt-Spiegel-Bilder</i>	115
Wassermetaphern der Philosophie	125
Anmerkungen	131
Literaturverzeichnis	139

Anstelle eines Vorworts: Über Worte

Ein Schiffchen aus Worten gefügt, zu übertragen die Bilder, zu übersetzen die Gedanken, segelte auf weitem, offenem Meer, unendlich.

Ein Schiffchen glitt auf und ab, hin und her, ein Gewebe zu weben, auf schillernden Fäden, ein nasses Ornament, stählern, aus trügerisch sanftem Blau. Und delphinisch leicht schaukelte es auf Wellen, so zeitlos unbeschwert.

Die weiten Wasser, sie trügen! Es reiten Worte auf ihrem Rücken, klar und transparent, doch wittert die Luft Verwandlung. Noch strahlt die Sonne und eine Woge verschiebt sich, in ein Ungetüm. Ungeheuer. Wasserdrachen. Im Schlund, weit aufgerissen, blitzen Schaumkronen wie Raubtiergebiß. Rasend stößt es nieder in lautem Geheul und Getöse. Läßt alles zerspringen, zersplittern: Die Worte! Die Worte! – Sie zerbersten, stürzen auseinander, ineinander, zerbrechen an sich selbst. Kein Wort, kein Laut bleibt ungeschunden, unverschont.

Stille. Die Sonne scheint. Und ein Geist schwebt über dem Wasser. Verzweifelt sucht er zusammenzufügen die Scherben seiner Hoffnung. „Wie“, stammelt er, „wie soll Vermittlung möglich sein? Bin ich mir selber noch fremd und kein Mittel, das mir Spiegel wäre.“

Doch die Worte, die Worte, sie schaukeln, ungebunden, unbekümmert, auf und ab, hin und her, auf friedlich wogender Oberfläche. Manche glitzern und funkeln da wie Sternengold. Einige versinken auf den Grund und geben weisen Meeresfrüchten Behausung. Welcher Grund könnte sie nach oben treiben? Andere verschluckt das Meer, gleichsam charybdisch, sie wieder auszuspuken, denn Worte bleiben unverdaulich. Und manche treiben umher, ziellos, wahllos, mittellos.

An die Grenze zweier Welten spült das Wasser, was ihm beliebt. Dort, nur dort, wird dieses zugepielt. Mögen Worte Strandgut sein.

zurückpendeln in seine bewegte Ruheform, um seine kugelige Gestalt wieder einzunehmen.

Ein frei schwebender Wassertropfen! Würde dies nicht bedeuten, daß das Wasser rund um die Erde tatsächlich grundlos ist? Wie wäre das vorstellbar? Hätte das Wasser keinen äußeren Grund, an dem es endet, dann wäre es in seiner Bodenlosigkeit gerade nicht mehr zu ermessen und folglich unbegrenzt und unerschöpflich. Wäre das Wasser anders genommen schlicht bodenlos, so daß es sich aus eigener Kraft zusammenhält, wäre es auszuloten. In sich selbst gegründet hätte es eine endliche Gestalt. Es müßte dann eine Grenze geben, aber gegen oder zu was hin? Was beginnt auf der anderen Seite? Vielleicht eine Offenheit oder eine Leere, ein Unausagbares oder Udenkbares, doch letztlich scheint dies alles Etwas und entkommt der Frage nach seinem eigenen Ende nicht, die sich so ins Unendliche wiederholt. Das *Wasser* ist der grundlose Grund eines Entspringens, die ἀρχή aller Dinge. Doch die Begründung des Unergründlichen – welches Denken kann dies letztlich vollbringen?

Wassermetaphern der Philosophie

Die Philosophie des Thales fängt mit dem *Wasser* an und endet mit einem Anfang. Und sie endet mit einem *Übertrag*, der eine neue Seite des Denkens aufschlägt, indem er das Überlieferte, das für sich nicht verändert wird, in einen neuen Zusammenhang überträgt. Diese *Übertragung* ist der metaphorische Akt einer genuinen Philosophie, die auf diese Weise etwas Eigenes und Neues zu bilden vermag. Denn das Neuartige entsteht nicht aus dem Nichts, sondern knüpft an Vorgängiges an und sprengt sich doch von allem Vorgängigen ab um zu beginnen. Dadurch machen sich erst die Unterschiede von Denkweisen oder Stilrichtungen bemerkbar. Diese Art von Metaphorik könnte ein Grundelement der Philosophie sein, und wie es scheint, ist sie auch wäßriger Natur. Diese Bewegung ist nicht in einem „uneigentlichen“ Sinne metaphorisch, vielmehr wirklich *übertragend* und *beeinflussend*, sofern sie eine Weise ist, die Gedankenströme zu formen und zu bilden.

Die Weise wiederum, wie das *Wasser* selbst in die Philosophie einsickert, um gleichsam als ihr Grundwasser im Verborgenen weiterzuwirken, geschieht über dessen metaphorischen Gebrauch. Zwar scheint die Metapher des thaletischen *Wassers* nicht in ihrem umfassenden Sinne ins Bewußtsein getreten zu sein, wohl deshalb, weil das Schemabild der thaletischen Wassermetapher sich zu seiner Bildfülle abstrakt verhält. Denn es genügt in diesem Fall nicht, dem Wasser einzelne Bilder, wie die des Flusses oder der Quelle, zu entnehmen, sondern es muß durch alle seine Erscheinungsweisen hindurch verstanden werden. Aus diesem Grunde erscheint die Metapher des thaletischen *Wassers* nur als *Bildbewegung* erfaßbar, in deren Verständnis wir die Übergängigkeit und die fließende Abwandlung des Wassers beziehungsweise der Seinszustände überhaupt nachvollziehen können. Zudem beschränkt sich diese Metapher des *Wassers* nicht auf eine Übertragung in einer Richtung auf die ἀρχή, weshalb ihr Verständnis erschwert wird. Vielmehr ist sie bereits eine *oszillierende* Metapher, da *Wasser* gleichermaßen Eigenschaften der ἀρχή annimmt – es wird zum ursprünglichen und herrschenden Prinzip –, wie umge-

kehrt die ἀρχή selbst einen wäßrig fließenden Charakter bekommt. So eröffnet sich das thaletische *Wasser* als das Prinzip der Wandlungsfähigkeit und der immanenten Gegensätzlichkeit, das im steten Fließen und Umschlagen, dem fließenden Ent-springen, die Mannigfaltigkeit des Werdend-Seienden aus sich hervorgehen läßt. Aus dieser ersten philosophischen Metapher wurden allerdings nur Aspekte herausgegriffen, von denen manche, nicht nur im philosophischen Denken, vorherrschend wurden.

So vergleicht Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* das weite Wasser des Ozeans mit der Vernunft. Er fordert bekanntlich, „alle unsere spekulative Ansprüche bloß auf das Feld möglicher Erfahrung“ einzuschränken, „um die Fahrt unserer Vernunft nur so weit, als die stetig fortlaufende Küsten der Erfahrung reichen, fortzusetzen, die wir nicht verlassen können, ohne uns auf einen uferlosen Ozean zu wagen.“¹ Die große Verführungskraft des Ozeans liegt in einem Denken ohne Grenzen, das allerdings Gefahr läuft, haltlos und zum Spielball des eigenen Wellengangs zu werden. Die Vernunfttätigkeit ist ihrem Wesen nach uferlos ozeanisch und angewiesen auf eine Begrenzung durch das andere ihrer selbst, durch die gegebenen Erscheinungen, durch das Feste und Beharrliche der Küstenlinie. Hier verschwimmen keine Konturen – abgesehen vom *Nebel* der Abstraktion –, wodurch Orientierung erst möglich werde. Wo Kant die Gefahr einer uferlosen, über-flüssigen, ozeanischen Vernunft sieht, die sich selber begrenzen müsse, bemerkt Hegel umgekehrt die Gefahr, die vom Festen, Dinglichen, Erstarrten ausgeht. Mehr zu fürchten sei gleichsam das Verschwinden des Wassers, das Versickern und Austrocknen des Geistes, wodurch alles unbeweglich und verdinglicht und damit auch steril und unfruchtbar werde. So heißt es in der Vorrede zur *Phänomenologie des Geistes*: „Es ist aber weit schwerer, die festen Gedanken in Flüssigkeit zu bringen.“² Das Auflösen erstarrter Denkmuster und verkrusteter Vorstellungen kann nur durch die Verflüssigung der Gedanken in Gang gebracht werden. Aber sicher würde auch Hegel, so wie er in einer totalen Verdinglichung nur den Tod sieht, in einer totalen Verflüssigung nur die Rückkehr zum Chaos bemerken können. Es geht also letztlich um eine bestimmte Beziehung zwischen fester Gestalt und flüssiger Bewegung, wie sie schon im Bild der Quelle vorgestellt wurde. Das Wechselspiel zwischen dem Festen und dem Flüssigen spiegelt sich metaphorisch im Bild der Quelle als dem steten Grund, dem stets etwas entströmt. Von dieser Quelle, die ihrerseits zur Grundmetapher des Ursprungs wie auch der Schöpfung wurde, nimmt ein Fließen seinen Anfang, das immer schon als ein gerichtetes verstanden ist. Das Fließen beziehungsweise der Fluß, der ja nur durch feste Ufer und durch das Flußbett vor

dem bloß richtungslosen Verfließen bewahrt wird, ist wohl die dominanteste Wassermetapher im philosophischen Denken. Die Rede vom Fließen der Zeit ist sowohl in der Alltags- als auch in der Wissenschaftssprache ganz selbstverständlich. So bestimmte schon Newton: „Die absolute, wahre und mathematische Zeit verfließt an sich und vermöge ihrer Natur gleichförmig, und ohne Beziehung auf irgend einen äussern Gegenstand.“³ Und Fichte spricht vom Lebensfluß: „Ein zusammenhängender Strom, Tropfen an Tropfen, fließt das bildende Leben in allen Gestalten.“⁴ Husserl verwendet die Metapher zudem im Bild des Bewußtseinsstroms: „Demnach sind in dem einen, einzigen Bewußtseinsstrom zwei ... Intentionalitäten miteinander verflochten. Vermöge der einen konstituiert sich ... eine objektive Zeit ... in der anderen die *quasi*-zeitliche Einordnung der Phasen des Flusses, der immer und notwendig fließenden ‚Jetzt‘-Punkte.“⁵

Daß bestimmte Aspekte des Wassers wie das Wogende, Flüssige, Quellende, Strömende als Metaphern zu herrschenden Paradigmen wurden und so ganze Diskurse organisieren, wird an der Fluß-Metapher besonders deutlich. Da sie sich schon seit langem zum Begriff verdichtet hat, wird das Metaphorische an dem Bild zumeist kaum mehr bemerkt. Dadurch hat die Metapher an Frische, Lebendigkeit und Beweglichkeit verloren und ist schon dabei zu erlahmen, zu veralten und abzusterben. Doch die vielen anderen Bedeutungsweisen des Wassers, die durch die Dominanz eines der Bilder übersehen werden, können jederzeit den Fluß zu neuem Leben erwecken – indem sie das Fragliche und Rätselhafte wieder auftauchen lassen.⁶ Was sind das Flußbett und die Ufer der Zeit, der Vernunft, des Lebens, des Bewußtseins? Was geschieht, wenn sie diese je verlassen, über ihre Ufer treten und Überschwemmungen auslösen? Können sie dadurch gar Neuland anschwemmen? Läßt sich diese Gedankenflut, dieser Zeit- und Lebensstrom stauen, eindämmen, umleiten oder als Wasserfall bewundern? Kann man diese Ströme und Fluten des Denkens, des Lebens, der Zeit einer Flurbereinigung unterziehen, so daß sie dann geradlinig und nicht mehr mäandrisch, schneller und nicht mehr gemächlich, glatter und weniger wirbelnd und strudelnd dahinfließen? Wo sind die Ursprungsquellen dieser Flüsse und wohin münden sie? Strömen sie in ein Meer, oder versiegen sie in einer Wüste, oder verdunsten sie in die Atmosphäre? Die Wassermetapher des Fließens verweist beharrlich auf ihren eigenen Anfang, der noch kaum in Fluß gekommen ist.

Das subversive Element einer Metapher, das in der unergründlichen Vielheit ihrer Bildelemente liegt, schlummert immer im Untergrund. Doch was ist der Grund, weshalb sich gewisse Metaphern erfolgreich durchsetzen und

festen Gedankenfiguren werden, andere aber nicht? Welcher Art von Strömung gelingt es, das Denken in dem Maße zu beeinflussen, daß es seine Diskursformen verändert? Warum ist der Regen, insbesondere mit seinen mythisch überhöhten Bedeutungen bezüglich der Fruchtbarkeit, zu keiner philosophischen Metapher geworden? Aber vielleicht war die Denkfigur des Regens schon einmal beherrschend und wurde von der des Flusses, der Quelle oder des Meeres abgelöst. Dies könnte bei den alten Griechen stattgefunden haben, wenn wir in Hesiods *Theogonie* ein Indiz dafür erkennen wollen. Im Kult scheint der Regen eine geringe Rolle zu spielen, wohingegen die Quellnymphen und Flußgötter, zum Teil auch die Meeresgötter, in den kultischen Handlungen eine große Bedeutung und in den Mythen eine reiche Behandlung erfuhren. Möglicherweise empfand man die horizontale Blickrichtung, die durch die Gedankenfigur des Flusses eröffnet wird, als eine Befreiung vom vertikalen, hierarchisch orientierten Blick zu den himmlischen Mächten. Würden wir heute dagegen das Bild des Regens wieder wirken lassen, kämen vielleicht *anregende* Verschiebungen der Denk- und Wertungsweisen zum Vorschein. Was könnte es bedeuten, die Zeit, das Denken, das Leben über ein *artikuliertes*, tropfenförmiges, regnerisches Strömen zu denken, anstatt über das kontinuierliche Fließen eines Stromes zwischen Quelle und Mündung? Im Bild des Regens ist angedeutet, daß dieser nicht so einfach über sich verfügen läßt; er ist viel unberechenbarer und launischer als ein Fluß. Es regnet nicht ständig, während zumal die großen Flüsse ununterbrochen fließen. Der Regen kann ausbleiben, kann hervorbrechen und unmittelbar enden, kann in Hagel oder Schnee übergehen. Doch wer will sich in so wichtigen Dingen wie dem Leben, der Zeit, dem Denken schon solcher Willkür eines verdunkelten Himmels überlassen? Die Fluß-Metapher ist gewiß besser geeignet, um die Richtung der Zeit, des Denkens, des Lebens zu messen und zu kontrollieren. Aber übergehen wir dabei nicht die Frage, inwieweit dieser Fluß vielmehr umgekehrt unser Denken verwendet, formt und beherrscht, ohne daß wir es bemerken.

Neben den vielen unbemerkten Wasserbildern, die allenfalls unterschwellig wirksam wurden, verblieben diejenigen, die nicht zu charakteristischen Gedankenfiguren wurden, im Bereich der Poesie, wie etwa der Tau mit seiner besonderen Tropfenform. Der Tau ist der heimliche, lautlose Niederschlag, der Regen, der der Nacht entspringt. Bei Dämmerung fangen sich die ersten Sonnenstrahlen in ihm. Ein sanft glitzernder Diamantenstaub hat sich dann über die morgendlichen Wiesen und Fluren gelegt und taufrisch funkelnde Glasperlen zieren die Landschaft. Und wenn der Glanz der runden Formen

in die Klarheit der kristallinen übergeht, wenn aus dem taufeinen Beschlag zarte Eisrosen auftauchen, ist aus Tau Reif geworden. Wie, wenn die Zeit, das Denken, das Leben nicht zwischen Quelle und Mündung, sondern zwischen Tau und Reif gedacht wären – als himmlisch-irdische Träne, als wäbzig blitzender Diamanttropfen, als Kristallblüte – und unter der Metapher des Taus plötzlich Eigenschaften zu zeigen begännen, die wir bislang gänzlich übersahen? Wie würde sich da wohl unser Weltbild gestalten?

Am Ende dieses Textes haben wir neben dem mythischen, poetischen, sinnlich empirischen und metaphorischen Wasser auch ein durch und durch philosophisches *Wasser* als ἀρχή alles Seienden vor uns, das seinen Anspruch auf das Anfängliche und Ursprüngliche immer wieder behaupten kann. Das *Wasser* als Anfang der Philosophie *insistiert* allerdings auf diesen Anfang – zwar unaufdringlich, aber unaufhörlich –, denn aus diesem *Wasser* läßt sich noch sehr viel mehr ausschöpfen. Eine Befürchtung, dieses Meer könnte „leergefischt“ werden, ist dabei ganz unbegründet. Fangen wir also an: Ein erneuter Anfang!